

Replik

Im Mai 2019 erschien bei Suhrkamp mein Buch *Transithandel. Geld- und Warenströme im globalen Kapitalismus*. Es untersucht ein ganz spezifisches Geschäft: den Dienstleistungsexport. Es zeigt, wie die Schweiz durch Arbitrage und durch eine offensive Politik der freien Geldströme zu einer der grössten Rohstoffhandelsdrehscheiben geworden ist. Im Dezember 2020 veröffentlichte Christof Dejung, Professor für Geschichte an der Uni Bern, in der *Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte* 70/3 eine Rezension, in der er mir fehlende wissenschaftliche Lauterkeit und fehlenden Erkenntnisgewinn vorwirft. Hier meine Antwort.

Von Lea Haller

Bücher kommen auf den Markt und führen dort ein Eigenleben. Sie werden gelesen oder nicht, sie werden gelobt, geschmäht, verrissen oder ignoriert. Rezensenten vermissen Dinge, verpassen das Hauptargument oder geben dem Ganzen eine Koloratur, die mehr über ihren eigenen Horizont aussagt als über das rezensierte Buch – all das ist normale Praxis. Christof Dejung macht in seiner Rezension meines Buches aber Aussagen, die faktisch falsch sind. Und er greift mich in meiner Integrität als Forscherin an.

Gleichzeitig wirft seine Rezension wichtige Fragen auf, über die zu debattieren sich meines Erachtens lohnen würde. Was ist ein Forschungsfeld und woran erkennt man eine eigene Forschungsleistung? Wie und für wen schreiben wir? Ist «gut geschrieben» zwingend synonym mit fehlender Wissenschaftlichkeit? Und schliesslich: Ist es legitim, das Instrument der Buchkritik für das Verbreiten persönlicher Forschungspräferenzen zu nutzen und kraft der eigenen Stellung einem Buch, das in der Edition Suhrkamp erschien, somit für ein breites Publikum lesbar sein soll, und als Habil-Äquivalent gleichzeitig hohe wissenschaftliche Ansprüche verfolgt, mit zweifelhaften Argumenten eine Erkenntnisleistung abzusprechen? Diese Replik ist keine Abrechnung, sondern eine Analyse des Handwerks der Täuschung, der Doppelzüngigkeit und des fehlenden Muts, sich auf Augenhöhe mit einem Argument auseinanderzusetzen.

1. Den Gegenstand unterschlagen

Christof Dejung umreisst mein Buch als eine Geschichte der Intermediäre (Zwischenhändler) im globalen Handel, am Beispiel von in der Schweiz niedergelassenen Rohstoffhandelsfirmen. Das ist jedoch nur die halbe Wahrheit. Mein Buch handelt von einem ganz spezifischen Geschäft: dem Dienstleistungsexport (Einleitung S. 18f., S. 25 und S. 29). Beim Transithandel, das vermerkt Dejung korrekt, werden die Handelsgeschäfte zwar von der Schweiz aus organisiert, die Waren kommen aber nicht in die Schweiz. Der relevante Aspekt dabei ist, und das unterschlägt Dejung, dass die Waren- und die Geldströme nicht parallel verlaufen: Aus Sicht der Schweiz handelt die Firma nicht mit Waren, sondern exportiert eine Handelsdienstleistung – und wird dafür bezahlt.

Damit Erträge aus dem Export von Dienstleistungen repatriert werden können, sind bestimmte Rahmenbedingungen des internationalen Zahlungsverkehrs nötig (Einleitung S. 19). Um diese geht es mir im Kern. Ich zeige, wie politische Behörden, Finanzexperten, Spitzenbeamte und Wirtschaftsjuristen immer wieder dafür gesorgt haben, dass es für Firmen lukrativ war, ihre globalen Geschäfte von einem ganz bestimmten geografischen Ort aus zu tätigen – im von mir untersuchten Fall von der Schweiz aus.

2. Reichtum? Nein, Zahlungsbilanz

Dejung schreibt, dass ich in meinem Buch nicht erklären möchte, «wieso die Schweiz so reich geworden ist». Das stimmt so nicht. Ich mache diese Aussage am Ende der Einleitung mit einem ganz spezifischen Anliegen: um mich von einer Single-most-important-factor-These abzugrenzen. Aus dem grossen Rohstoffhandelssektor der Schweiz direkt einen wie auch immer zu definierenden «nationalen Reichtum» abzuleiten, scheint mir verkürzt. Ich verwahre mich gegen eine deterministische Logik, die sowohl «die Schweiz» als auch den Handelssektor als feste Grösse ansieht und aus dem «richtigen» Weichenstellen in der Vergangenheit quasi automatisch wirtschaftlichen «Erfolg» und Wohlstand in der Gegenwart ableitet.

Die Frage, wieso die Schweiz so reich geworden ist, steht aber berechtigterweise im Raum, und ich liefere mit meinem Buch zahlreiche Anhaltspunkte für eine Diskussion darüber. Ich lege erstmals Zahlen zum Umsatz und zu den Erträgen aus dem Export von Handelsdienstleistungen vor für die Zeit vor 1947, als die Schweizerische Nationalbank erstmals versuchte, den Dienstleistungsexport zu beziffern (und dabei scheiterte). Ich greife dafür auf brancheninterne Erhebungen zurück, die im Schweizerischen Wirtschaftsarchiv einsehbar sind. Die Erträge aus dem Transithandel waren und sind enorm. Sie lagen in den 1920er Jahren gleichauf mit den Erträgen aus dem Export von Finanzdienstleistungen (Bankensektor). In den 1950er Jahren lag der Umsatz der Branche gleichauf mit dem Umsatz der gesamten produzierenden Industrie. Ich kann damit erstmals belegen, wie die Schweiz ihre notorisch negative Handelsbilanz ausgleicht: mit dem Export von Dienstleistungen im Rohstoffsektor.

3. Staaten sind keine stille Kulisse

In seiner Synopsis der einzelnen Kapitel schreibt Dejung, dass ich auf die «Dialektik» (sein Begriff) von politischen und wirtschaftlichen Räumen verweise. Diese «Dialektik» erläutert er so, dass Staaten zwar rechtliche Rahmenbedingungen für Firmen schufen, dass die konkreten Wirtschaftsbeziehungen jedoch «in der Hand von privaten Unternehmern waren, deren Interessen häufig nicht deckungsgleich waren mit denen staatlicher Bürokratien». Mit dieser Lesart unterschlägt Dejung erneut systematisch das eigentliche Anliegen meines Buches, denn ich zeige – gerade im Gegenteil –, dass die Diskrepanz zwischen politischen und ökonomischen Räumen auch und gerade dadurch zustande kam, dass staatliche Bürokratien im Interesse von Unterneh-

men agierten. Dass es also gerade nicht egal ist, von wo aus ein Unternehmen seine Geschäfte betreibt.

Spitzenbeamte waren bereits im 19. Jahrhundert überzeugt, «dass man die staatlichen Institutionen den wirtschaftlichen Interessen anpassen müsse und nicht umgekehrt» (S. 9). In einer global verflochtenen Wirtschaft betreibt jede Nation mit ihrem Rechtskanon und ihrer Aussenpolitik auch Wirtschaftspolitik (S. 35). Ich schlage vor, diesen Prozess nicht vorschnell als «Deregulierung» zu bezeichnen, sondern als «fortlaufende Regulierung einer Schnittstelle», in der «die nationalen Rahmenbedingungen für die transnationalen Kapitalströme definiert» werden (S. 35).

4. Der Liberalisierungskodex

Zum Kapitel 8 meines Buches schreibt Dejung nur einen Satz: «Kapitel acht beleuchtet die Entwicklung des Welthandels in der Nachkriegszeit.» Es handelt sich um das längste und gewichtigste Kapitel des ganzen Buches.

Nicht um irgendeine vage «Entwicklung des Welthandels» geht es darin, sondern um das tatkräftige Justieren der Dienstleistungsdrehscheibe Schweiz im Kontext des aufkommenden Multilateralismus, der neuen internationalen Organisationen und des europäischen Zahlungsverkehrs nach 1945. Ich erkläre die Bedeutung von Rekonversionsscheinen, von *resident accounts* im Sterlinggebiet und von Dreiecksgeschäften zur Umgehung des Devisenverkehrs. Ich zeige, wie die enorme Konzentration im Rohstoffsektor dazu führte, dass einige wenige Firmen de facto die Preise an der Chicago Board of Trade definierten – und damit auch die Preise auf den europäischen Märkten, die sich am «Rotterdam CIF» (dem Handelspreis in Rotterdam inklusive *cost, insurance, freight*) orientierten.

Insbesondere zeige ich, wie bedeutsam die Liberalisierung des «unsichtbaren Verkehrs» (also der Dienstleistungen) innerhalb der Europäischen Zahlungsunion für den Transithandel war. Schweizer Spitzenbeamte setzten sich bei der Revision des Liberalisierungskodex der OEEC (heute OECD) in den 1950er Jahren erfolgreich dafür ein, dass darin eine Rubrik «Bénéfices découlant des opérations de transit» geschaffen wurde (S. 315). Das war in Zeiten starker Kapitalverkehrskontrollen ein Befreiungsschlag. Im Jahr 1951 wurden Transithandelsgewinne im Umfang von 28 Millionen Franken aus dem Sterlinggebiet in die Schweiz transferiert. Zur gleichen Zeit begann der Zustrom ausländischer Rohstoffholdings in die Schweiz, vor allem in die Genferseeregion.

5. Alles alter Kaffee?

Dejung schreibt, ich hätte ein äusserst lesbares Buch geschrieben, «in dem erstmals in voller Breite dargestellt wird, wie die Schweiz zu einer Drehscheibe für den internationalen Warenhandel wurde». Weiter unten widerspricht er sich und sagt, dass ich gerade das nicht gemacht habe. Im Klappentext werde zwar behauptet, dass hier «erstmals eine detaillierte Geschichte des Transithandels» vorgelegt werde, aber angesichts der «inzwischen beachtlichen Menge an Forschungsliteratur zur Geschichte des schweizerischen Transithandels» sei das «doch eher merkwürdig».

Man kann sich nun fragen, worin genau der Unterschied zwischen «in voller Breite dargestellt» und «detailliert» liegt. Man kann sich auch fragen, ob es opportun ist, ein Buch anhand des Klappentexts zu beurteilen (Dejung meint das vordere Vorsatzblatt, das den Buchblock vom Buchdeckel trennt; einen Klappentext gibt es nicht). Auf dem Vorsatzblatt druckt Suhrkamp standardmässig den Ausschreibungstext des Verlags sowie eine Kurzbiografie der Autorin ab. Diesen Text hat mein Lektor Christian Heilbronn für die Seite www.suhrkamp.de verfasst.

Vor allem aber hat Dejung, der behauptet, es gebe inzwischen eine «beachtliche Menge an Forschungsliteratur zur Geschichte des schweizerischen Transithandels», anscheinend nicht verstanden, was Transithandel ist. Transithandel ist nicht einfach eine Spielart des globalen Handels; es ist auch nicht Zwischenhandel. Es geht um ein ganz spezifisches Geschäftsmodell, bei dem der Firmensitz vom Firmengeschäft getrennt ist und aus genau dieser Trennung Kapital geschlagen wird. Auch eine Winterthurer Firma macht nur Transithandel, insofern die Waren nicht in die Schweiz gelangen, die Erträge aus den Handelsgeschäften aber schon (auch wenn sie bei einer Genfer oder Londoner Bank deponiert werden). Auf den ersten Blick mag eine solche Trennung umständlich und kontraproduktiv wirken, auf den zweiten Blick bringt sie aber ungeahnte Vorteile mit sich. Diese Vorteile sind, wie ich zeige, in erster Linie in der Aussenpolitik, der Finanzpolitik und der staatlichen Rechtscodierung (dem Gesellschaftsrecht) zu suchen. Der Begriff Transithandel impliziert denn auch den Staat als Beobachtungsobjekt. Betriebswirtschaftlich gesehen, geht der «Transit» zwar als rein buchhalterischer Geldtransfer durch eine Firma; juristisch gesehen aber durch einen Staat. Dieser Staat ist also alles andere als irrelevant. Er sorgt (in den Worten von Katharina Pistor) dafür, dass Kapital durch juristische Codierung vermehrt, dauerhaft gemacht und vor dem Zugriff von Gläubigern geschützt werden kann.

Genau das leistete die Schweiz und förderte damit ein Geschäft, das sich vor allem dadurch auszeichnet, dass

es enorm kapitalintensiv ist. Zu diesem spezifischen Geschäft und seinen Möglichkeitsbedingungen gibt es keine «beachtliche Menge» an Forschungsliteratur. Es gibt nur Literatur zum Welthandel im Allgemeinen, zum Import und Export oder zu einzelnen Firmen. Am hilfreichsten war eine Publikation aus dem Jahr 1943 von Isaak Iselin, Herbert Lüthy und Walter Schiess: *Der Schweizerische Grosshandel in Geschichte und Gegenwart*. Die Autoren untersuchten damals den globalen Schweizer Handel als Branche und gingen den rechtlichen Rahmenbedingungen nach, die ihn förderten: von den Ausnahmen, die das absolutistische Frankreich helvetischen Kaufleuten gewährte, bis zur Aufhebung der britischen *Navigation Acts*.

6. Der Vorwurf des Helvetozentrismus

Dejung würdigt den Fokus auf die Schweiz als eine «Stärke der Studie», weil diese Beschränkung es erlaube, «die äusserst komplexe Geschichte des Welthandels als stringente Geschichte zu erzählen». Ich würde eher sagen: Die Stärke dieses Schweiz-Fokus liegt darin, dass damit der Transithandel, also der Gegenstand meines Buches, überhaupt in den Blick gerät. Meine Entscheidung, den Transithandel zu untersuchen und damit die Bedeutung des nationalen Standorts zu problematisieren und zu historisieren, nennt Dejung im gleichen Abschnitt dann abwertend «Helvetozentrismus». Nun hätte man den Transithandel natürlich auch anderswo untersuchen können: England und Singapur waren ebenfalls grosse Transithandelsnationen. Oder man könnte den Schweizer Transithandel aus chinesischer, russischer oder indischer Perspektive beschreiben. Das wäre dann aber ein anderes Buch.

Ich behandle die Nation in meinem Buch gerade nicht als festgefügttes Zentrum. In der Einleitung heisst es: «Wie ein Unternehmen, so ist auch eine Nation ein zu einem bestimmten Zeitpunkt installierter und kontinuierlich modifizierter Sinn-, Handlungs- und Rechtszusammenhang» (S. 33). Dass etwas im Fluss ist, bedeutet aber nicht, dass es nicht wirkmächtig wäre. Ich verweise auf die Soziologin Saskia Sassen, die 1999 schrieb, es sei ein zentrales Merkmal der Rolle des Staates, die Schnittstelle zwischen nationalem Recht und ausländischen Akteuren zu verhandeln. Um diese Schnittstelle und um diese Verhandlungen geht es in meinem Buch. Der nationale Beobachtungsrahmen ist also methodisch begründet: Hier werden die rechtlichen Bedingungen für juristische Körperschaften geschaffen, hier werden bilaterale und multilaterale Verträge ausgehandelt, und hier wird der transnationale Geld- und Warenverkehr reguliert.

7. Die Frage definiert, was vorkommt

Die Frage, wie viel geografische und ethnologische Diversität in so ein Buch gehören, treibt Dejung noch weiter um. Er moniert, dass «abgesehen von zweieinhalb Seiten, auf denen die Autorin die Bedeutung von chinesischen Compradoren und indischen Brokern für die Geschäftstätigkeit in Asien hervorhebt», der Eindruck vermittelt werde, «die Schweizer Handelshäuser hätten sämtliche Transaktionen auf den internationalen Warenmärkten in Alleinregie von ihren Schreibtischen in Winterthur, Zürich oder Genf aus durchführen können». Zu diesem Schluss kann nur kommen, wer mein Buch nicht gelesen hat.

Die Behauptung, ich vermittele den Eindruck von Händlern, die abgeschottet in ihren Büros irgendwelche globalen Geschäfte tätigen, ist nicht nur falsch, sie unterschlägt auch erneut meine eigentliche Forschungsfrage. Wenn man die rechtlichen, wirtschafts- und finanzpolitischen Rahmenbedingungen für den Export von Dienstleistungen untersucht, kommen unweigerlich Akteure ausserhalb der Firmen in den Blick. Allerdings tendenziell andere Akteure als wenn man die Netzwerke internationaler Handelsfirmen untersuchte oder eine globale Verflechtungsgeschichte schriebe. In meinem Buch tauchen zwar auch Zwischenhändler, Investoren und Agenten in Übersee auf, und zwar auf mehr als zweieinhalb Seiten. Das Personal einer Geschichte ergibt sich aber nicht aus akademischen Moden, sondern aus der Fragestellung – und für meine Fragestellung relevant waren in erster Linie: Diplomaten und Spitzenbeamte des Bundes, Lobbyisten und Interessenverbände, Finanzexperten und Finanzdienstleister, Wirtschaftsanwälte und Handelskammern. Also die Architekten von Staats- und Unternehmensstrukturen, die im Kern darauf abzielen, aus den Differenzen dieser Welt Kapital zu schlagen. Ihre fatal unterschätzte Rolle zu beleuchten, war mein Anliegen und mein Ziel.

8. Der Rohstoffhändler – ein Kosmopolit?

Dejung hat selbst ein Buch über die Netzwerke einer global tätigen Handelsfirma geschrieben: *Die Fäden des globalen Marktes. Eine Sozial- und Kulturgeschichte des Welthandels am Beispiel der Handelsfirma Gebrüder Volkart, 1851–1999*. In meinem Buch nun vermisst er eine Untersuchung der «Netzwerkstruktur» des internationalen Handels. Das heisst nichts anderes, als dass ich nicht das Buch hätte schreiben sollen, das ich geschrieben habe, sondern ein anderes – nämlich das, das er geschrieben hat. Die «Netzwerkstruktur» gerate bei mir ebenso aus dem Blick wie der «kosmopolitische Charakter» von global tätigen Eliten.

Ich halte den Begriff «kosmopolitisch» im Zusammenhang mit global tätigen Eliten für einen Euphemismus. Nicht jeder Vertreter einer globalen Elite ist auch ein Kosmopolit, ein Weltenbürger. Wenn Dejung unter Kosmopolitismus einfach eine Gilde von Jetsettern versteht, die nicht ortsgebunden ist, einen bestimmten Habitus pflegt und sich überall auf der Welt in ihrem sozialen Milieu bewegen kann, dann kommt das in meinem Buch nicht zu kurz. Da ist zum Beispiel der Volkart-Mitarbeiter Max von Greeven, der in den 1920er Jahren im 17. Stock des Norton Lilly Building in Manhattan sitzt und im Wissen um die Straffreiheit von internationalen Geschäftsleuten wichtigtuerisch zum Besten gibt, dass es auch unter den «Wüstengesetzen und -regulierungen des landesweiten Alkoholverbots» (wie er die Prohibition nannte) kluge Leute gebe, die «einen kleinen Vorrat an Drinks angelegt» haben (S. 188). Oder da ist Christian Weyer, der Direktor der Genfer Niederlassung von Paribas, ein ehemaliger Tradax-Trader, der nach dem Ölpreisschock von 1971 mit Finanzdienstleistungen im Rohölhandel ein Vermögen machte: Weyer erfand das Akkreditiv neu und ermöglichte damit Transaktionen mit nicht versicherbaren Rohstoffwerten (S. 339). Er war einer der ersten Vertreter einer neuen Generation im Rohstoffgeschäft, die sich von der alten bürgerlichen Elite dadurch unterschied, dass sie Risiken konsequent externalisierte. Aber nochmals: Mit Kosmopolitismus hat das meines Erachtens nichts zu tun. Allenfalls könnte man von Kasinopolitismus sprechen.

9. Der Vorwurf der Unlauterkeit

Es folgt der Kern von Dejungs Kritik an meinem Buch: der Umgang mit dem Forschungsstand. «Vieles, was die Autorin vorstellt, ist bereits aus anderen Publikationen bekannt», behauptet der Rezensent (wobei er beim aufzählen dieser vorhandenen Literatur von sich selbst bizarrerweise in der dritten Person Singular spricht). Er attestiert mir, dass ich diese Forschungsliteratur kenne, sie zitiere und in den Fussnoten und in der Bibliografie korrekt ausweise. Es stört ihn aber, dass die Forschungsarbeiten zu einzelnen Handelshäusern, einzelnen Rohstoffen oder zu Aspekten wie der Rolle imperialer Gewalt bei der Erschliessung von Märkten – die für meine Studie alle relevant sind – «in der Einleitung mit keinem einzigen Wort erwähnt werden».

An dieser Stelle ein Wort zum Verlagswesen, zum Publikationsprozess und zum Genre meines Buches. Das Manuskript, das ich an den Suhrkamp-Verlag schickte, enthielt exakt an der Stelle, an der Christof Dejung eine Einordnung meines Unterfangens in den sogenannten «Forschungsstand» vermisst, eine ausführliche Besprechung der für die Geschichte des Schweizer Handels

relevanten Literatur. In einem reinen Wissenschaftsverlag wie Böhlau, Transcript, Schwabe oder Chronos wäre dieser Forschungsstand *tel quel* abgedruckt worden. Mein Buch aber erschien in der Edition Suhrkamp (der «Regenbogenbibliothek»), die ein breiteres Publikum anspricht. Mein Lektor hat die entsprechende Passage deshalb mit meinem Einverständnis integral in den Anhang verschoben. Es ist also alles da, allerdings nicht auf S. 26, sondern in der längsten aller Endnoten, auf den Seiten 410–412.

Dass eine normale Leserin nicht bei jeder Endnote nach hinten blättert, versteht sich von selbst. Ein Rezensent aber müsste, wenn er an einer konkreten Stelle ein Problem hat, die entsprechende Endnote konsultieren. Es ist Usus, dass dort nicht nur Quellen zu finden sind, sondern auch weiterführende Anmerkungen. Was tatsächlich fehlt, ist ein klarer «Triggersatz» in der Einleitung. Wissend, dass das Buch vermutlich nicht von Wirtschaftshistorikern oder Rechtshistorikern besprochen werden wird, sondern von Christof Dejung und Andreas Zangger (Autor von *Koloniale Schweiz*, Transcript-Verlag 2011), hätte ich deren Bücher natürlich bei der Druckfahnenkorrektur doch noch lobend in der Einleitung erwähnen sollen; es hätte ihnen vielleicht den Weg zu einer nüchternen Lektüre geebnet. Fakt aber bleibt: Es ist alles vorhanden, wenn auch aus verlegerischen Gründen im Anhang.

10. Woran erkennt man Forschung?

Am Ende seiner Rezension spricht mir Dejung eine eigene Forschungsleistung ab. Es ist der Kapitalvorwurf, den man einer Historikerin machen kann. Er schreibt wörtlich: «In gewisser Weise könnte man Lea Hallers Studie als klug arrangierte Sekundäranalyse der existierenden Forschungsliteratur bezeichnen (...)» Ich hätte deren Befunde, «ergänzt um eigene Quellenstudien», einfach in einen grösseren Kontext gerückt. Das sei «nicht wenig», so Dejung. Klar ist aus seiner Sicht: Es ist auch nicht viel.

Es ist nicht an mir, meine Forschungsleistung zu verteidigen; es steht jedem autonomen Geist frei, sich durch Lektüre selbst ein Bild zu machen. Es stünde der Geschichtswissenschaft aber gut an, eine Diskussion

darüber zu führen, wie und woran man so eine Forschungsleistung überhaupt erkennt.

Dejung suggeriert erstens, dass man sie an einem völlig neuen, noch unbearbeiteten Thema erkennt. Forschung über die Einführung der Kataster in der öffentlichen Verwaltung und ihren Einfluss auf das bäuerliche Leben im Appenzell, oder eine Untersuchung der Rolle der Brahmanen für den wachsenden Dienstleistungssektor in dicht bevölkerten indischen Hafenstädten, unter besonderer Berücksichtigung der in den Manusmriti beschriebenen Pflichten betreffend Selbstbeherrschung, würde vermutlich nicht Gefahr laufen, von irgendjemandem als «Syntheseleistung» missverstanden zu werden.

Zweitens suggeriert Dejung, dass das eigene Quellenstudium entscheidend sei, also ob die eigene Geschichte von A bis Z aus jungfräulichem Quellenmaterial destilliert wurde. Nun gibt es aber, so meine ich, durchaus herausragende Forschung, die einzig und allein auf Literatur basiert. Genauso wie es miserable Forschung gibt, die einzig auf Literatur basiert, und miserable Forschung, die vorwiegend auf Primärquellen basiert. Auch wenn jemand einen Archivbestand ausfindig macht, den sonst noch niemand bearbeitet hat, dieses Quellenkonvolut von vorne bis hinten durcharbeitet, alles Gesichtete auswertet und in monatelanger Fleissarbeit die aufgefundenen Sachverhalte in ein Narrativ überführt, hat dieser Jemand noch nicht zwingend geforscht, geschweige denn einen erhellenden Beitrag zum Verständnis irgendeines Sachverhalts geliefert. Ich selbst habe für mein Buch in öffentlichen und privaten Archiven im In- und Ausland zahlreiche Quellenbestände gesichtet und aus diesen Beständen rund 20 Bundesordner relevante Akten kopiert, sie als pdf gespeichert und diese Quellenkopien mit Schlagworten versehen, um überraschende Verbindungen zu entdecken. Ich würde aber nie behaupten, darin liege meine eigentliche Forschungsleistung.

Eine eigene Forschungsleistung erkennt man meines Erachtens am methodisch-analytischen Zugang, am eigenständig formulierten Gedanken, an der Relevanz und Überzeugungskraft der Resultate und an der Originalität der Darstellung. Wie gesagt: Darüber müsste man einmal diskutieren.